[Der Wandel in der Kirche war enorm]

Rita Strebel
erste hauptamtliche Katechetin,
Brugg 1983–2000

In Tägerig, einem kleinen Bauerndorf zwischen Mellingen und Bremgarten, wurde ich 1938 geboren und verbrachte meine Kindheit und Jugendzeit mit vier Geschwistern. Zum Leid meiner Familie erkrankte ich im ersten Lebensjahr an Kinderlähmung.
In jener Zeit war man im Allgemeinen noch sehr autoritätsgläubig. Was der Pfarrer, der Lehrer oder der Gemeindeammann sagte, war richtig. Die Menschen in unserem Dorf waren geprägt von einer strengen, katholischen Tradition. In unserer Familie wurde vor dem Essen gebetet, und wenn wir aus dem Haus gingen, machte die Mutter ein Kreuz auf die Stirn.
Die gesamte Bevölkerung ging sonntags in die Kirche, das war so selbstverständlich wie Brot essen. Die Heilige Messe wurde damals in lateinischer Sprache gefeiert. Die Primarschullehrerin erteilte jeweils am Sonntagnachmittag den Kindern Christenlehre, und am Sonntagabend gab es zudem eine Andacht. Dieser Besuch war allerdings nicht verpflichtend.
Prägend – und in Bezug auf die Ökumene früh einen Meilenstein setzend – war für mich das Verhältnis zu unseren reformierten Nachbarn, der Familie Rudolf. Als junger Mensch erfuhr ich durch sie ein offenes, christliches Miteinander. Jedes Jahr durften wir uns einen Ausflug mit ihrem Auto wünschen – zu einer Zeit, als es im Dorf drei Autobesitzer gab. So fuhren sie mit uns sogar einmal nach Einsiedeln zur Schwarzen Madonna. Bei Familienfesten,

Erstkommunion oder Taufen boten sie uns an, die Ereignisse fotografisch festzuhalten. Die Wertschätzung des anderen wurde gelebt.

Wandel im Gottesbild: Vom strafenden zum liebenden Gott

Damals hörte man Sprüche, die heute unfassbar sind. Da predigte ein Missionar: Wer ein krankes Kind hat, der ist von Gott gestraft. Dies mussten meine Eltern hören. Ja, es wurde das Bild eines strafenden Gottes vermittelt. Heute hingegen spricht man vom liebenden und barmherzigen Gott. Es gab Menschen, die mich trösten wollten mit den Worten: «Dafür kommst du einmal in den Himmel.» Es galt die Vorstellung, dass man sich den Himmel verdienen konnte. Der Wandel geschah in vielen Bereichen: Wir hatten noch alles angenommen, was vom Pfarrer, vom Gemeinderat oder vom Lehrer gesagt wurde. Wir wurden regelmässig aufgefordert, zur Beichte zu gehen. Doch um zu wissen, was Sünde ist, musste man die Fragen und Antworten aus dem Katechismus kennen. Wir mussten im Religionsunterricht viel auswendig lernen und verstanden den Inhalt nicht. Heute wird zu jeder Bitte des «Vaterunsers» eine Unterrichtslektion gehalten. Was bedeutet «Dein Reich komme»? Es geht nicht mehr darum, Gesetze zu lernen, sondern Glaubensinhalte zu verstehen. Allerdings erleben Kinder heute zu Hause Glauben in dem Sinne nicht mehr, da die Erfahrung und das Erlebnis fehlen. Verstehen und Erfahren gehören zusammen. Im Unterricht kann man Wissen vermitteln, die Erfahrung dazu muss gelebt werden. Aber viele Eltern haben den Zugang auch nicht mehr. Den Gott der Liebe vermitteln, ist schwierig, wenn es schwierige Schicksale gibt. Wo ist die Hilfe im Glauben spürbar bei einer Stunde Unterricht?

> **Heute erleben Kinder zu Hause Glauben nicht mehr, da die Erfahrung und das Erlebnis fehlen. Verstehen und Erfahren gehören zusammen.**

Wandel im Missionsverständnis: Der Aufbruch 1961

Mit der Gründung des Blaurings in Tägerig in den 1950er-Jahren kam die Jugendarbeit auf. Mit Freude engagierte ich mich als Gruppenleiterin. Unvergesslich waren die Leiterkurse in Einsiedeln und Randa. Ich erhielt damit das nötige Rüstzeug, um in der eigenen Pfarrei Zusammenkünfte für junge Mädchen durchzuführen. Wir arbeiteten methodisch so, wie man später im Unterricht arbeitete. Das Gemüthafte kam zum Tragen. Es herrschte einerseits Disziplin, anderseits war das Erfahren von Gemeinschaft etwas Besonderes. In diesem Rahmen erlebte ich den Aufbruch und die Veränderung der Kirche.

Mein Weg zur Katechetin verlief nicht gradlinig. Mit 22 bewarb ich mich bei der BBC in Baden, da es eine direkte Busverbindung von Tägerig nach Baden gab, auf die ich angewiesen war. Beim Vorstellungsgespräch 1960 erhielt ich Bescheid, sie würden keine Behinderten einstellen, sie hätten schlechte Erfahrungen gemacht! Damals bestand kaum eine Integration von Behinderten im Berufsleben. Ich wehrte mich, mein Cousin arbeite auch hier. Er stellte mir die besten Referenzen aus, und so wurde ich angestellt. Das war ein Meilenstein. Prägend für mich war ebenso das Aufbruchjahr 1961: Meinrad Hengartner lud die Jugendverbände zur Eröffnung des Missionsjahres ein. Aus dieser Aktion heraus entstand 1962 das Fastenopfer. Hier war der Wandel ebenso spürbar: Missionieren wie bis anhin wurde neu überdacht. Der Grundtenor lautete nun: Man darf den Menschen in Entwicklungsländern ihre Kultur nicht nehmen, sondern soll ihnen zu tragenden Lebensgrundlagen verhelfen.

Der Pfarrer arbeitet zum ersten Mal mit Frauen zusammen

All diese positiven Erfahrungen regten an, mich vertiefter mit dem Glauben in der Institution Kirche auseinanderzusetzen. Gleichzeitig bestätigten die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils den Aufbruch mit dem Einbezug und der Aufwertung der Laien. So besuchte ich berufsbegleitend in den Jahren 1965–1967 den Glaubenskurs in Zürich. Diese Ausbildung war Voraussetzung für den anschliessenden Katechetikkurs 1968–1970. Von Bischof Anton Hänggi erhielt ich 1971 die «Missio canonica», die kirchliche Beauftragung, Religionsunterricht an der Unter- und Mittelstufe zu erteilen. Nun wechselte ich den Arbeitgeber. In der wachsenden Pfarrei Rohrdorf wurde damals eine neue Stelle geschaffen. Gesucht war eine Pfarrei-Sekretärin mit Ausbildung für die Katechese. Speziell an der Situation war, dass der Pfarrer zum ersten Mal mit einer Frau zusammenarbeitete. Bis anhin leitete der Pfarrer allein eine Pfarrei, im Gegensatz zu heute, wo man möglichst in einem Team zusammenarbeitet. Im Laufe der Zeit spürte ich, dass meine bisherige Ausbildung nicht genügte, denn viele Aufgaben kamen hinzu: Jugendarbeit mit Firm-Weekend oder Gottesdienste leiten.
So besuchte ich wiederum berufsbegleitend während vier Jahren den Theologiekurs für Laien in Luzern an drei Abenden pro Woche.

Katechetinnen leisteten Pionierarbeit beim Gemeindeaufbau

1983 kam ich nach Brugg und blieb 17 Jahre als hauptamtliche Katechetin. Ich war die erste und lange die einzige hauptamtlich angestellte Frau im Seelsorgeteam der Pfarrei Brugg. Zum Team gehörten damals Pfarrer Karl Ries, Vikar André Duplain, Diakon Isidor Hodel, Seelsorger Jürg Fisler. Meine Aufgabe war, Religionsunterricht auf allen Stufen zu erteilen und die

Erstkommunion in Brugg: Die hauptamtliche Katechetin Rita Strebel hat die Kinder auf den grossen Tag vorbereitet.

nebenamtlichen Katechetinnen zu begleiten. Daraus entstanden die Katechetenrunden für den Erfahrungsaustausch. Gefragt war meine Mitarbeit in der Firmvorbereitung. Ich betreute die Frauen, welche die voreucharistischen Gottesdienste für die Kinder von der ersten bis zur dritten Klasse feierten. Dann kamen die Familiengottesdienste hinzu, am Palmsonntag gestalteten wir mit den Kindern Palmkörbe und dekorierten Palmen. Immer mehr hat man Kinder und Erwachsene nicht nur in der Gestaltung des Gottesdienstes eingebunden, sondern auch bei der Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente durch Elternabende.
In den 1980er-Jahren mussten wir Katechetinnen die Kinder in den verschiedenen Dörfern unserer Seelsorgebezirke zusammenführen. Wir fuhren enorm viele Kilometer. Wir betrieben einen riesigen Aufwand, um die Kinder für den Religionsunterricht abzuholen. Es gab zwar Kilometerentschädigung, aber die Zeit wurde den Katechetinnen nicht vergütet. Sie waren nur für die Unterrichtsstunden bezahlt. In der einen Gemeinde gab es ein Kind,

in der nächsten zwei und es galt, alle Kinder zusammenzubringen: Hier leisteten die Katechetinnen Pionierarbeit im Gemeindeaufbau. Meine Vision war immer: Man muss die Eltern schulen, wenn sie ein Kind zur Taufe bringen, und den Eltern einen Boden geben. Die Jugendlichen aus der Aufbruchzeit der 1980er-Jahre sind die heutigen Eltern. Gut ist heute, dass die Eltern zur Vorbereitung der Erstkommunion einbezogen werden. Neu hatte man die Kinder auch vermehrt im Erwachsenengottesdienst einbezogen, indem sie ein Rollenspiel zeigten oder Fürbitten vortrugen.

Von der Beichte zum Versöhnungsweg

Mit der aufgebauten Katechetenstelle in Aarau konnten neue Themenimpulse im Unterricht umgesetzt werden. 2000 wurde der erste Versöhnungsweg zusammen mit den Eltern durchgeführt. Er zeigt sozusagen den Wandel auf bei der Beichte. An einem Samstagnachmittag gehen die Kinder zusammen mit ihren Eltern von Station zu Station und setzen sich dabei mit gewissen Lebensthemen auseinander. Am Schluss des Wegs ist es den Kindern freigestellt, mit einer Seelsorgerin oder einem Seelsorger ein Gespräch zu führen.
Der Wandel erfasste auch die Erwachsenen: Immer seltener gingen sie zur persönlichen Beichte. So wurden Bussfeiern eingeführt mit sakramentaler Lossprechung. Ein Zeichen, den Menschen näherzukommen, war die Einführung der Messfeier auf Deutsch. Doch warum kommen die heutigen Jungen nicht mehr in die Kirche? Weil für sie die Kirchensprache nicht mehr stimmt. Sie werden nicht dort abgeholt, wo sie sind. Selbst wenn im Gottesdienst deutsch gesprochen wird, ist für sie ein «Der Herr sei mit euch – und mit deinem Geiste» unverständlich.

[Die gesamte Bevölkerung ging sonntags in die Kirche, das war so selbstverständlich wie Brot essen.]

Laien auf allen Ebenen der Verkündigung eingesetzt

Vor dem Konzil gab es in den meisten Pfarreien einen Pfarrer, allenfalls noch einen Vikar, den Kirchenchor, den Frauenverein und die Ministranten. Heute werden Laien auf allen Ebenen der Verkündigung einbezogen. Ein gutes Beispiel lässt sich in Brugg-Nord erleben: Seit Langem besteht eine Liturgiegruppe, die Gottesdienste mit Kommunionfeiern gestaltet. Weitere Gruppierungen haben sich aufgrund des Priestermangels entwickelt: Pfarreirat, Lektorengruppe, Besuchsdienst, Katechetenrunden.
Mit der Übernahme der Krankenseelsorge erweiterte ich später mein Tätigkeitsfeld noch einmal. Um diesem Engagement gerecht zu werden, besuchte ich eine spezialisierte Weiterbildung. Wir feierten im damaligen Spital Brugg ökumenische Gottesdienste. Da dachte ich oft an die Familie Rudolf in Tägerig zurück, die mir den ersten «Schub» zur Ökumene gegeben hatte.
Ich hatte immer das Bedürfnis, mit Menschen zusammenzuarbeiten. Da ich in meiner Jugendzeit sehr viel Positives erlebt hatte, brach etwas auf. In 29 Jahren war ich in drei Pfarreien tätig. Keine Pfarrei oder Kirchenpflege lehnte mich ab, im Gegensatz zu meiner Bewerbung bei der BBC. Die Kirche nahm mich an und unterstützte mich. Im Unterricht lachten mich die Kinder nie wegen meiner Behinderung aus. Denn ich lebte positiv mit meiner Behinderung und konnte Ja sagen zu meinem Schicksal. Verkündigung lebt über den Menschen, das konnte ich umsetzen. Ich verstand mich immer als eine Frau, die sät, im Vertrauen, dass der Samen Früchte trägt.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger